

## Ich liebe, was ich tue

### Moritz Rabe, Straßenmusiker

Teil 2 unserer Serie über Menschen, die wenig zu klagen haben.

„Wenn meine Mutter mit mir als Kind einkaufen gegangen ist, habe ich im Kaufhaus angefangen zu singen – ganz laut! Ihr war das hoch peinlich. Ich habe schon immer mein eigenes Teil gemacht, bin meinen eigenen Weg gegangen. Ich hab lieber versucht die Leute mitzureißen, anstatt irgendjemandem hinterherzurennen. Ich wollte das Außergewöhnliche.“

Vor dem Stimmbruch war ich im Chor und habe Sopran gesungen. Mit Anfang 20 habe ich angefangen Gitarre zu spielen, gleichzeitig Gedichte geschrieben und sie dann vertont. Ich wollte aus mir was nach draußen bringen. Mit Liedern ist es am einfachsten, Meinungen, Ideen und Gedanken rüberzubringen. Eine Zeit lang war das nur eine Möglichkeit meine Wochenenden auszufüllen. In der Zeit habe ich als Koch gearbeitet, als Verkäufer, als Trockenbaumonteur, als Kindergärtner, habe ein paar Semester BWL studiert... Ich war von Anfang an auf der Suche. Am Ende musste ich mich aber überall anpassen. Das Anpassen, das macht mir keinen Spaß. Ich bin nicht konform. Wenn ich Kopfschmerzen hatte, habe ich gesagt: „Chef, ich komm nicht.“ Das musste er dann einsehen. Heute spiele ich höchstens sechs Stunden am Tag auf der Straße und angenommen mir wird kalt, dann geh ich nach Hause. Ich mache was mir liegt und lasse mich von niemandem rumschubsen. Es ist immer ein Freiheitsdrang in mir gewesen.“

Der Bruch war vor fünf Jahren. Es lief mit der Freundin scheiße. Ich habe dann alleine Urlaub an der Ostsee gemacht, hab die Gitarre mitgenommen und mich in Warnemünde an den Hafen gesetzt und gespielt. Gutes Geld verdient. Das wurde zur Sucht. Das war mein erstes Erlebnis frei zu sein. Danach bin ich immer wieder mit Freunden auf Lumpentouren gegangen. Wir ziehen von Haus zu Haus, von Fleischer zu Bäcker zu Wirtschaft, halten Monologe, singen Lieder und versuchen, was zum Schnabulieren zu bekommen. Abends um fünf liegen wir mit vollem Magen besoffen im Graben. Das ist das Schönste! Du lebst auf der Straße gut, wenn du was kannst – besser als zu Hause. Du sitzt da, singst und dich lächeln am Tag etwa vierzig Mädchen an. Das tut gut. Ständig wird man von Leuten gelobt: „Man, deine Musik ist klasse“ oder „Danke, dass du hier bist“. Das schafftst du auf Arbeit nicht. Da bekommst du im Jahr vielleicht eine Gehaltserhöhung von 0,5 Prozent oder sowas.“

Ich singe keine Lieder aus dem Radio, kein „Let it be“. Ich singe Protestlieder, vom lumpigen Straßenleben, von der Freiheit auf der Straße. Viele Leute begreifen das nicht. Die haben lieber ihre Versicherungen und ihr Auto und wofür sie noch gerne zahlen würden. Ich mag einen vollen Kühlschrank, brauche jeden Abend Fleisch, geh gern fort, kauf mir illegale Drogen. Ich will leben. Als ich die erste Tour gemacht habe, hatte ich auch noch Hausrats- und Haftpflichtversicherungen. Mittlerweile hab ich keine Versicherung mehr, auch keine Han-



dyverträge oder andere „Sicherheiten“. Das kam alles Schritt für Schritt. Ich geh auch nicht zum Arbeitsamt. Würd ich niemals wieder machen. Ich will kein Arbeitslosengeld, keine Rente. Dieses Gefängnis: „Sie müssen sich melden“, „Sie müssen Rechenschaft ablegen“, davon kriegst du nur Sodbrennen. Freiheit geht mir vor Sicherheit! Ich möchte mehrere Fehler machen können, Fehler aus denen ich lernen kann. Ich möchte so reif werden im Kopf, dass ich das Leben voll und ganz begreife. Dafür macht man Fehler, deshalb liebe ich Fehler. Mein Leben ist eine Suche nach Fehlern.“

INTERVIEW UND FOTO: STEPHAN OBEL

